

*Ernst Langthaler*

## **Fallgeschichten zur NS-Zwangsarbeit in der „Ostmark“**

### **Fallgeschichte Julia Kádár**

Die 1939 in Budapest geborene Julia Kádár erzählt die Geschichte des „Arbeitseinsatzes“ ihrer Familie stellvertretend für ihre Mutter. Im Frühsommer 1944 wurden Julia Kádár, ihre Mutter und ihr Bruder von den ungarischen „Pfeilkreuzlern“ beraubt, verhaftet und nach Niederdonau in das Durchgangslager Straßhof gebracht. Gemeinsam mit rund 35 bis 40 anderen „ungarischen Juden“ kamen sie in einem „arisierten“ Gutsbesitz in Markgrafneusiedl (Landkreis Gänserndorf) zum Einsatz. Julia Kádár erinnert sich an einen von Aufsehern auf dem Acker inszenierten Wettstreit ukrainischer und polnischer Männer gegen die ungarisch-jüdischen Frauen und Kinder: „Es gab zwei Arbeitsaufseher, die sie getrieben haben und die Frauen und die Kinder mit diesen mächtigen, grobschlächtigen, für mich grobschlächtigen, großen Männern wettstreiten ließen. Also, sie arbeiteten in einer Reihe, so, dass die Mütter – sie haben gemacht, dass sie vorrannten mit ihrer eigenen Arbeit und zurückrannten, um die Arbeit der Kinder einzuholen, damit sie keinen Strafen und Brüllereien ausgesetzt waren.“ Durch die Angst um die Kinder wie die Angst vor Bestrafung sahen sich die Frauen dazu gezwungen, ständig zwischen vorgerückten und nachhinkenden Gliedern der Menschenkette hin- und her zu hetzen – Ängste, unter deren krankmachenden Folgen Julia Kádárs Mutter noch heute leidet.

## **Fallgeschichte Dmitrij Filippovich Nelen**

Dmitrij Filippovich Nelen, 1924 im Kreis Krasnodarsk in der Sowjetunion geboren, wurde im Zuge des deutschen Rückzuges 1944 als „Ostarbeiter“ in das Deutsche Reich deportiert. Ein beschwerlicher, mit entmenslichenden Erfahrungen verbundener Transport in Viehwaggons führte ihn über Rumänien und Ungarn in das Durchgangslager Strasshof in Niederdonau. Von dort wies ihn das Arbeitsamt Gänserndorf dem Gutsbetrieb des Erzbistums Wien in Obersiebenbrunn (Landkreis Gänserndorf) zu. Auf dem Obersiebenbrunner Gut waren zu dieser Zeit etwa 50 sowjetische, polnische und italienische Arbeitskräfte beschäftigt. Die Gutsverwaltung forcierte seit Kriegsbeginn den Feldfutter- und Futtergetreidebau sowie die Milch- und Mastviehhaltung. Dies erhöhte den Bedarf an ständigen Arbeitskräften, der überwiegend durch Kriegsgefangene und „Ostarbeiter“ gedeckt wurde. Der Gutsverwalter führte ein strenges Regiment. Neben unzureichender Verpflegung und vergitterter Unterkünfte habe es keinen Lohn für die Arbeit gegeben: „Dreihundert Gramm Brot pro Tag und trübe Brühe. Am Morgen und am Abend. Am Mittag haben wir nichts bekommen. So war es.“ Überdies trieb der Verwalter ungeübte, bei der Arbeit nachhinkende „Stadtburschen“ mit Stockschlägen an. Diese „Stadtburschen“ zwangen die geübteren, vom Land stammenden „Ostarbeiter“, bei der Feldarbeit das gemeinsame Arbeitstempo einzuhalten – und auf diese Weise der Gewalt des Gutsverwalters zu entgehen. Nachdem Dmitrij Filippovich Nelen kurz nach der Befreiung 1945 in die Rote Armee eingezogen wurde, kehrte er 1948 in seinen zerstörten Heimatort zurück. Dort begann er in der Kolchose zu arbeiten und lebte mit seiner Frau und den vier Kindern in „äußerste(r) Armut“. Bis zum Ende der kommunistischen Diktatur verwehrten ihm die Behörden die Anerkennung als Opfer des NS-Regimes und stempelten ihn – wie andere ehemalige ZwangsarbeiterInnen – zum „Verräter“. Vor diesem Hintergrund zieht er eine nüchterne Bilanz: „Im Großen und Ganzen habe ich nie was Gutes im Leben gesehen.“

## **Fallgeschichte Helene Pawlik**

Helene Pawlik wurde 1915 in Raclawice in Polen als jüngstes von acht Kindern geboren. Ihre Eltern betrieben eine kleine Landwirtschaft. Die Mutter verstarb, als sie vier Jahre alt war. Durch die Mitarbeit in der bäuerlichen Familienwirtschaft wurde der Schulbesuch vernachlässigt. Nach dem deutschen Überfall auf Polen musste sich Helene Pawlik im Juni 1940 unter Drohungen der Polizei zum Arbeitseinsatz nach Deutschland melden. Über Krakau und Wien gelangte sie nach St. Pölten, wo sie vom Arbeitsamt dem Bauernbetrieb von Franz und Marie Bauer in Hafnerbach zugewiesen wurde. Um die Jahreswende 1940/41 wurde Helene Pawlik schwanger und gebar 1941 im Krankenhaus St. Pölten einen Sohn. Der Vater war ein im selben Ort beschäftigter polnischer Zivilarbeiter. Die Betriebsbesitzer, die auf die Arbeitsleistung Helene Pawliks setzten, konnten das Ansinnen der Behörden, die junge Mutter zusammen mit dem Kind nach Polen abzuschicken, durch Bestechung unterlaufen. Nach einer ersten Phase, in der die Fremdheitserfahrungen überwogen, entwickelte sich – verstärkt nach der Geburt des Kindes – zwischen der polnischen Landarbeiterin und der Bäuerin eine Art Vertrauensverhältnis, das die beiden gegen die gewalttätigen Attacken des als jähzornig und trinkfreudig beschriebenen Bauern knüpften. Auch der später als Wehrmachtssoldat ums Leben gekommene Sohn des Bauern erscheint als Verbündeter. Das signalisiert eine von ihm aufgenommene Fotografie, auf der Helene Pawlik mit geborgtem Sonntagskleid vor einem Ochsengespann posierte. Dennoch war die polnische Zivilarbeiterin den Repressalien des Bauern, die vom Essensentzug über Schläge bis zu sexuellen Attacken reichen, weiterhin ausgesetzt: „Der hat kein Erbarmen übrig gehabt für Menschen, kein Erbarmen.“ Den Einmarsch der Roten Armee erlebte Helene Pawlik einerseits als Bedrohung vor Übergriffen der Sowjetsoldaten. Andererseits gewann sie als Zeugin ihrer „guten Behandlung“ gegenüber dem Bauern an Sicherheit. Sie weigerte sich, nach Polen zurückzukehren, und blieb bis in die fünfziger Jahre auf dem Hof. Danach wechselte sie zu einem anderen Bauernbetrieb und arbeitete schließlich bis zu ihrer Pensionierung in einem Schlachthof. Gemeinsam mit der Familie ihres Sohnes bewohnte sie bis zu ihrem Tod ein Eigenheim, das sie als sinnfälligen Ausdruck ihrer schwierigen, von Fleiß und Entbehrung gekennzeichneten Integration in die österreichische Gesellschaft wertete: „Gearbeitet und gearbeitet und gearbeitet in meinem Leben.“

## Fallgeschichte Sergej Zacharovic Ragulin

Sergej Zacharovic Ragulin wurde 1928 im Dorf Zalegosc im Kreis Orlovskaja in der Sowjetunion geboren. Die ersten Lebensjahre verbrachte er im Bezirk Orel, danach lebte er in Moskau. Die Familie versuchte sich vor den deutschen Besatzern zu verstecken. Doch bei einer Razzia durch deutsche Soldaten im Frühjahr 1942 wurden er und seine Mutter gefangengenommen und in mehreren Etappen nach Niederdonau deportiert. Am Arbeitsamt Gänserndorf wurden er und seine Mutter von einem Bauern aus Zwerndorf (Landkreis Gänserndorf) ausgewählt wurden. Die Kommunikation mit der Bauersfamilie fiel leicht, weil diese auch tschechisch sprach. Die Frau und ihr Sohn wurden direkt am Hof untergebracht, wo bereits eine Ukrainerin und ein Pole arbeiteten. Nachdem Sergej Zacharovic Ragulin einige Zeit Hilfstätigkeiten am Hof verrichtet hatte, übertrug der Bauer dem damals 14- bis 15jährigen Burschen die Verantwortung für das Pferdefuhrwerk – eine Aufgabe, die der eines erwachsenen Rossknechtes entsprach. So musste er immer wieder zur Mühle fahren, um Getreide abzuliefern und Mehl zu holen. In der heutigen Erzählung erscheint das damalige Geschehen als Bewährungsprobe. Er wurde nicht nur dem Vertrauen des väterlichen Bauern gerecht, sondern enttäuschte auch die Hoffnung der Mühlenarbeiter, der kleingewachsene, schwächlich anmutende Jugendliche würde an dem 80 bis 90 Kilogramm schweren Mehlsack scheitern: „Ich schwankte unter seiner Last, ich hielt mich aber aufrecht, hielt mich, schwer war es. Ich weiß nicht, wie ich zu dieser Fuhre kam, aber hingekommen bin ich. Nun, ich denke mir, da muss ich hin, ich kam hin.“ Durch diese Kraftanstrengung bewährte er sich im heutigen Erzählen wie im damaligen Erleben in mehrfacher Weise: als Mann, als Erwachsener, als Arbeiter, als Ziehsohn des Bauern, als Russe unter Deutschen. Kurz, er erkennt – und *verkennt* – offenbar den ihm auferlegten Arbeitszwang als Anreiz. Nach der Befreiung durchlief er gemeinsam mit seiner Mutter in Ungarn ein sowjetisches Filtrationslager. Danach schloss er seine Grundschulbildung ab, absolvierte den Militärdienst und arbeitete bis zur „Perestrojka“-Ära in einer Fabrik. Aus seiner Ehe ging eine Tochter hervor, die das alte Ehepaar mit einem Teil ihres Einkommens bis heute unterstützt.

## **Fallgeschichte Janusz Kieslowski (Pseudonym)**

Janusz Kieslowski wurde 1923 in einem südpolnischen Dorf geboren und katholisch getauft. Seine Eltern betrieben neben dem Schuhmacherhandwerk eine kleine Landwirtschaft. Sein Vorhaben, eine Militärschule zu besuchen, wurde durch den deutschen Überfall auf Polen 1939 vereitelt. 1940 mußte er sich zur Arbeit in das Deutsche Reich melden. Über Krakau und Wien gelangte er nach Amstetten, von wo aus er auf Anweisung des Bezirksarbeitsamtes nach Scheibbs gebracht wurde. Dort wurde er zusammen mit anderen ZwangsarbeiterInnen öffentlich zur Schau gestellt. „Wie auf dem Viehmarkt“ – so habe er Begegnung mit den feilschenden Bauern empfunden. Er gelangte auf den Hof der Familie Mayer in Reinsberg. Der dortige Knecht gab ihm den Spitznamen „Wenzel“, was Janusz Kieslowski als Demütigung empfand. Nach den anfänglichen Sprachschwierigkeiten entwickelte sich langsam ein Vertrauensverhältnis mit dem Bauern. Offenbar wurde er als anspruchslose, fleißige Arbeitskraft geschätzt. Vielleicht, so vermutet Janusz Kieslowski, sah der Bauer in ihm auch einen Ersatzsohn, denn die Ehe war kinderlos geblieben. Hingegen begegnete ihm die Bäuerin mißtrauisch bis abweisend. Sie dürfte in ihm einen Verbündeten des Mannes innerhalb der zerrütteten Ehe gesehen haben. Im letzten Kriegsjahr wurde Janusz Kieslowski zu Schanzarbeiten am „Ostwall“ abkommandiert. Von dort kehrte er an seinen Dienstplatz zurück und blieb auch nach Kriegsende auf dem Hof beschäftigt. Ein Großteil des seit 1940 ersparten Lohnes fiel 1945 der Währungsumstellung von Reichsmark auf Schilling zum Opfer. Einige Male widersetzte er sich der Repatriierung durch die sowjetischen Militärbehörden. Nach seiner Flucht in die britische Besatzungszone kehrte er 1946 nach Polen zurück, wo er als „Faschist“ angefeindet wurde. Nach einer abenteuerlichen Flucht nach Westdeutschland gelangte er nach Holland, wo er zunächst in einer Kohlengrube, später bei einer Baufirma arbeitete. 1957, nach dem Abzug der sowjetischen Besatzungstruppen, besuchte er erstmals seinen ehemaligen Dienstgeber in Reinsberg. Durch die geplante Heirat mit einer jungen Frau aus dem Dorf konnte er 1959 nach Österreich einwandern. Der 1960 geschlossenen Ehe entstammen vier Kinder. Bis zur Pensionierung war er bei einer Baufirma, die Gleisanlagen für die Österreichischen Bundesbahnen herstellte, beschäftigt. Janusz Kieslowski berichtet über das Leben als ehemaliger „Ausländer“ im Nachkriegs-Österreich von Freundschaften, aber auch von vielen Anfeindungen – von abfälligen Bemerkungen bis hin zu heftigen Drohanrufen. Er leidet in den letzten Jahren unter heftigen Arm- und Brustschmerzen, die er unter anderem auf die schwere Arbeit in seiner Jugendzeit zurückführt.

## **Fallgeschichte Oleksij Panasowytsch Kruhlyk**

Oleksij Panasowytsch Kruhlyk wurde 1924 in der Nähe von Kiew geboren. Nach dem deutschen Einmarsch wurde er gemeinsam mit seiner späteren Frau von einem Sonderkommando gefangen genommen und im Viehwaggon in die „Ostmark“, nach Linz, gebracht: „Junge Menschen wurden gefangen wie Tiere“. Seine ersten Eindrücke in der Barackensiedlung auf dem Gelände der Eisenwerke Oberdonau waren Stacheldraht, Wachmänner mit Maschinengewehren und Polizisten. Nach dem Einsatz beim Aufbau des Werkes wurde er als Schweißer ausgebildet und in der Panzerfertigung eingesetzt. Die tägliche Arbeitszeit betrug 12 Stunden – eine Woche Tagschicht, eine Woche Nachschicht. 1943 wurde auch der arbeitsfreie Sonntag abgeschafft: „Wir schliefen sogar im Stehen oder Gehen ein.“ Der wöchentliche Lohn von 1 bis 1,50 RM, später bis zu 3 RM, wurde fallweise in Kleidung – unter anderem von deportierten Juden – geleistet. Die Ernährung bestand morgens aus Ersatzbrot und Tee sowie mittags und abends aus Kohlrübenbrühe: „Wir hatten immer Hunger, alle waren sehr erschöpft.“ Die Liegepritschen im mit 40 bis 50 Personen überfüllten Zimmer bestanden aus bloßen Holzbrettern. Kleinste Vergehen wurden vom Werkschutz oder der Polizei allgegenwärtig mit Schlägen bestraft; bei schwereren Delikten drohten Arbeitserziehungs- oder Konzentrationslagerhaft. Ab 1944 wurde den „Ostarbeitern“ der Ausgang aus dem Werksgelände gestattet. Oleksij Panasowytsch Kruhlyk, der sich an der Donau vom ständigen Werkslärm erholte, führt diese Erleichterung auf die sich abzeichnende Niederlage der Deutschen zurück. Mit den Deutschen im Werk habe es kaum Kontakt geben: „Wir kommunizierten und sprachen nicht mit ihnen, weil es gefährlich war und weil wir sie und ihre Sprache hassten“. Den Kontakt zu seiner späteren Ehefrau hielt er über den Stacheldraht, der das Männer und das Frauenlager voneinander trennt, aufrecht: „So ist unsere Jugend vergangen“. Als er in den Verdacht der Sabotage geriet, entzog er sich gemeinsam mit seiner Geliebten der drohenden Haft durch Flucht zu einem Bauern. Dort arbeitete er bei guter Verpflegung bis Kriegsende im Stall. Nach Rückkehr in sein Heimatdorf wurde er, wie viele andere, als „Verräter“ gebrandmarkt. Dennoch gelang es ihm, bis zu seiner Pensionierung als Lehrer in der örtlichen Schule zu arbeiten.

## Fallgeschichte Lina Rodgers

Lina Rodgers wurde 1925 geboren und wuchs in der etwa 250 Kilometer südlich von Kiew gelegenen Industriestadt Vinnitsa in ärmlichen Verhältnissen auf. Nach dem Einmarsch der Deutschen hatte sie, um dem „Reichseinsatz“ zu entgehen, mit Hilfe einer Salbe entzündete Blasen am ganzen Körper hervorgerufen, die als Narben bis heute sichtbar geblieben sind. Dennoch wurde sie im Elternhaus verhaftet und zur Zwangsarbeit nach Linz deportiert. Zu den bedrückenden Arbeits- und Lebensbedingungen in der Ferne kam das Heimweh: „Zu den Feiertagen weinten wir alle.“ Karten, die am Morgen, zu Mittag und am Abend gelocht wurden, dienten zur Kontrolle der Essensvergabe an die „Ostarbeiterinnen“: „Wir konnten schon in zwei Kilometer Entfernung riechen, dass man Kohlrüben zubereitet.“ Die Baracken boten kaum Schutz gegen die sommerliche Hitze und die winterliche Kälte. Manchmal wurde Kleidung ausgegeben, die teilweise von deportierten Juden stammte: „Ich konnte sie nicht tragen.“ Lina Rodgers wurde zur Arbeit bei den Hochöfen eingesetzt; dort musste sie die Waage bedienen, die Temperatur messen und Hebekräne beladen. Später wurde sie in das Labor der Versuchsanstalt versetzt. Damit waren zwar besseres Essen, aber auch stechende Ammoniakdämpfe verbunden. Als sie sich eines Tages gegenüber einem deutschen Ingenieur weigerte, den Boden zu waschen, eskalierte die Situation: „Darauf nahm er mich bei den Brüsten und sagte: ‚Du russisches Schwein, du wirst dich noch an mich erinnern.‘“ Die darauffolgende Strafe von neun Wochen im Gefängnis war geprägt durch sexistische und rassistische Erniedrigungen – etwa sich vor Männern nackt ausziehen. Eine Liebesbeziehung zu einem im Werk beschäftigten Tschechen, die über geheime Liebesbriefe aufrechterhalten wurde, sicherte nicht nur ihr psychisches, sondern auch ihr physisches Überleben. Der Geliebte, den sie „Slawa“ nannte, versorgte sie von zu Hause aus mit Lebensmitteln. Dies rief jedoch auch den Neid von manchen ihrer Landsleute hervor. Zwei Monate vor Kriegsende floh das Paar in den tschechischen Heimatort des Mannes. Die Frau, seit einigen Monaten schwanger, wurde jedoch von den Sowjets zwangsweise in ihre Heimatstadt Vinnitsa repatriert. Dort schlug ihr offener Hass entgegen: „Viele nannten mich Deutsche – und meinen Sohn einen Bastard.“ Sie konnte keine Arbeit finden; so heiratete sie bald – einen Mann tschechischer Herkunft. Mit dem Vater ihres Kindes stand sie noch einige Zeit im Briefkontakt; gesehen hat sie ihn nicht mehr.

## Fallgeschichte Oledij Petrowitsch Derid

Oledij Petrowitsch Derid wurde 1925 als Sohn aus gutem Hause – der Vater war Schriftsteller, die Mutter Architektin – geboren und verbrachte eine glückliche Kindheit in der ukrainischen Hauptstadt Charkow. Nach der deutschen Besetzung wurde er 1942 zunächst zur Arbeit beim Straßenbau verpflichtet und danach als 16jähriger nach Linz deportiert. Nach einer dreimonatigen Einschulung auf der Drehbank durch österreichische Meister wurde der kleine und schwächliche Bursch zum Sammeln der wertvollen Elektrodenstümmel eingeteilt. Die Arbeitszeit von 12 Stunden erfolgte im wöchentlichen Wechsel als Tag- und Nachschicht. Den anfangs noch arbeitsfreien Sonntag verbrachte er im Lager, um sich und seine Wäsche zu waschen. In den Arbeitspausen wurde die Diskriminierung der „Ostarbeiter“ offensichtlich: „Es heulte die Sirene, und alle begannen zu essen. Deutsche, Franzosen, Griechen – und wir hatten nichts.“ Noch heute vermag er das damals lebenswichtige Wort „Brot“ auf deutsch, französisch, italienisch, spanisch oder griechisch auszusprechen. Freiwillig meldete er sich zur Ausbildung als Elektroschweißer, um die Schwerarbeiterzulage – ein Laib Brot, ein Päckchen Margarine und ein Stück Wurst – zu erhalten. Seine gehobene soziale Herkunft macht ihn im Lager unter seinen Landsleuten zum Außenseiter: „Ich hatte keinen guten Freund.“ 1943 erhielt er erstmals vier Tage Urlaub, die er – mit dem „Ost“-Abzeichen als Stigma – einsam durch Linz spazierend verbrachte. Von der Bevölkerung trennte ihn eine Kluft: „Wir sind Untermenschen, sie sind Herrenmenschen.“ 1943 wagte er mit einigen Arbeitskollegen einen Fluchtversuch, der an der slowakischen Grenze endete. Nachdem er sich der Polizei gestellt hatte, wurde er in ein Arbeitserziehungslager in Linz gebracht: „Es war die Hölle.“ Das von der Gestapo geführte Lager diente zur Abschreckung vor „Arbeitsfluchten“. Der Willen der Häftlinge sollte durch physischen und psychischen Terror gebrochen werden. Über diese „Angstmethode“ erzählt Oledij Petrowitsch Derid, dass er sich wegen eines angeblichen Diebstahls eines Rockes unter Todesangst in einen Sarg legen musste. Es blieb es jedoch bei einer Prügelstrafe durch die SS-Mannschaften. Das Werkslager, in das er nach einigen Wochen entlassen wurde, empfand er dagegen als „Paradies.“ Nach dieser traumatischen Erfahrung verinnerlichte er den äußeren Arbeitszwang und bemühte sich, als verlässlicher Elektroschweißer den Fängen des Bestrafungsapparats zu entgehen. Nach der Befreiung durch die Amerikaner wurde er von den Sowjets repatriiert. Als potenzieller „Landesverräter“ bekam er immer wieder Misstrauen, Ablehnung und Haß zu spüren. Um seine karge Pension als Hochschullehrer aufzubessern, bemühte er sich – bisher vergeblich – um die amtliche Anerkennung seines Zwangsarbeitseinsatzes.



## Fallgeschichte Jerzy Slazak

Jerzy Slazak, geboren 1926, war 15 Jahre alt, als er in seiner Heimatstadt Lodz 1941 unter Drohungen gegen seine Familie nach Linz zur Zwangsarbeit im „Reich“ verpflichtet wurde. Gemeinsam mit seinen Freunden Daniel, Heniek, Tadek und Wacek wurde er in die RWHG nach Linz gebracht. Das erste Essen ließ das Kommando erraten: „Es bestand aus Suppe und einem dicken Stück Brot. Als wir fertig gegessen hatten, waren wir immer noch hungrig (...) Das war der Beginn unseres Lebens hier, und wir merkten, daß Hunger dazugehören würde.“ Nach kurzer Anlernzeit begann die Arbeit in der Panzerfabrik der Eisenwerke Oberdonau: Aufstehen um 4:30 Uhr, eine dreiviertel Stunde Fußmarsch zur Fabrik, Arbeitsbeginn 6 Uhr, eine dreiviertel Stunde Mittagspause, Arbeitsende 6 Uhr, eine dreiviertel Stunde Rückmarsch ins Lager, Anstellen ums Essen, Nachtruhe. Anfänglich gab es noch „freie“ Zeit und die Möglichkeit, durch die Innenstadt zu streifen. So schafften sie es, mit Schwarzhandelsaktionen ihre kargen Lebensverhältnisse etwas aufzubessern. In der Fabrik erbarmte sich mancher Vorarbeiter und steckte ihnen ein wenig Lebensmittel zu. Gemeinsam schufteten die Buben in Zwölf-Stunden-Schichten im Linzer Rüstungsbetrieb. Als Lohn erhielten die Buben nicht mehr als ein Taschengeld. Ein Wirt servierte ihnen dafür – entgegen den Vorschriften – einige Male Essen. Als Mitte 1942 die Maschine, an der Jerzy Slazak arbeitete, beschädigt wurde, übergab ihn die Werksleitung wegen Sabotage der Gestapo. Dort wurde er beinahe ohnmächtig geprügelt und bekam zwei Wochen Arbeitshaft. Gemeinsam gelang es den Buben, die Lücken des Repressionssystems auszukundschaften und zu nutzen. Jerzy täuschte gar – mit Hilfe eines österreichischen Arztes – eine Blinddarmentzündung vor, die ihm einen kurzen Heimaturlaub bei den Eltern ermöglichte. 1943/44 verschärften sich die Arbeitsbedingungen. Pro Schicht mussten zwölf Panzer produziert werden; die Schichten dauerten 14 bis 16 Stunden. Der arbeitsfreie Sonntag wurde abgeschafft und die Sieben-Tage-Woche eingeführt. Bald war den Buben die Schufterei fern der Familie unerträglich geworden. Nachdem Daniel und Tadek nach einem Bombentreffer zu Tode gekommen waren, riskierten die anderen die Flucht. Wie viele andere wurden sie gefasst und in ein Arbeitserziehungslager – in seinen Worten ein „KZ-Außenlager“ – gesperrt. Hier wurde die Todesangst zum Alltag, und für Jerzy Slazak verlängert sich diese als Alptraum bis in die Gegenwart. Bei Aufräumarbeiten nach Bombenangriffen fand sich zwischen den Leichen und Trümmern immer wieder Essbares. Seine Freunde Heniek und Wacek wurden von SS-Männern erschlagen. Jerzy Slazak blieb als einziger der fünf Freunde am Leben. Nach seiner Befreiung durch alliierte Soldaten 1945 fand er in Großbritannien eine neue Heimat.

## Fallgeschichte Martin und Ignaz Wachtel

Martin und Ignaz Wachtel, Kinder jüdischer Eltern im polnischen Boryslaw, durchliefen nach der deutschen Besetzung des Landes gemeinsam mit dem Vater verschiedenen Arbeits- und Konzentrationslager, ehe sie 1944 in das KZ Mauthausen gelangten. Der Vater überlebte die qualvolle Arbeit im Steinbruch nicht; die Buben wurden in das Außenlager Linz III in den RWHG versetzt. Da sie verschiedenen Schichten zugeteilt wurden, konnten sie nur an Sonntagen beisammen sein. „Wir waren das Opfer für alle“ – so umreißen sie ihre prekäre Stellung in der Lagergesellschaft. Bei Fliegeralarm durften sie im Werk keinen Bunker aufsuchen, sondern wurden im Laufschrift in das Lager zurückgetrieben. Danach wurden sie häufig zur Bergung von Blindgängern und zum Beseitigen des Schutts eingeteilt. Unter diesen Bedingungen war Überleben Glückssache. Ignaz Wachtel war im Werk eine zwiespältige Aufgabe zugeteilt worden: „Ich hatte die leichteste Arbeit, und die war zugleich die schrecklichste Arbeit.“ Er musste die von anderen KZ-Häftlingen angefertigten Werkstücke kontrollieren. Wenn er Fehler übersah, drohte die Bestrafung von Seiten der Vorgesetzten; wenn er fehlerhafte Stücke markierte, bekam er abends im Lager Prügel vom betreffenden Häftling. Der Judenstern auf seinem Rock stigmatisierte ihn innerhalb des Lagers als vogelfrei: „Und die Ukrainer, die Polen haben uns gesehen, ‚der Jude‘, und bumms, haben sie uns geschlagen. Wir haben vor jedem Angst gehabt.“ Martin Wachtel hatte es etwas besser erwischt: Er stand unter dem Schutz eines deutschen Lagerführers, eines „Kriminellen“, dem der polnisch-jüdische Jugendliche als eine Art Laufbursche diente. Der Lagerführer verlieh seiner Machtfülle Ausdruck, indem er dem Burschen einen Namen gab und den polnischen Brackenführer anwies: „Das ist mein Moritz, paß auf ihn auf.“ Die Gunst des Lagerführers ermöglichte Martin Wachtel nicht nur das physische, sondern auch das psychische Überleben: Er hatte einen Namen, und damit eine – wenn auch von außen zugeschriebene – Identität. Nach der Befreiung 1945 blieb Ignaz Wachtel krankheitshalber in Wien. Martin Wachtel nahm zunächst in Palästina am Befreiungskrieg teil und kehrte 1958 zu seinem Bruder zurück. Beide leiden bis heute an physischen und psychischen Schäden aus den Jahren ihrer KZ-Haft.